Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 209. Bromberg, den 15. Oktober 1927.

Die Fahrt der Springflower.

Roman von **Edmund Sabott.**

(21. Fortsetzung.)

Am dritten Tage ließ Gwennie den Herzog von Ellisburne zu sich rufen und drohte mit offener Auflehnung, worauf er mit spöttischer Miene zu wissen begehrte, was sie denn eigentlich unternehmen wolle. Sie antwortete darauf nichts, sondern verlangte, daß man ihr gestatte, Spaziergänge in Gesellschaft ihrer Freundinnen zu machen. Das wurde ihr nun zwar nicht erlaubt, wohl aber durften Ethel Ruesdael und Ivy Schuyler noch am gleichen Tage bei Gwennie zum Besuch erscheinen.

Sie empfahlen sich aber bald wieder, weil sich Gwennie in einer unerträglich gereizten Stimmung befand. Ivy hatte sehr teilnahmsvoll getan und sich mit herzlicher Freundschaft nach Gwennies Ergehen erkundigt — sie war von MacArrew dazu beauftragt worden.

Auch am nächsten Morgen kam Ivy wieder, und Gwennie erfuhr Näheres über den Ankerplatz der „Springflower". Man vermutete allgemein, daß man sich auf einer tief im Süden gelegenen Insel befände. Zwar habe noch niemand einen Ausflug in das Hinterland unternehmen dürfen, aber alle seien sich einig, daß dieses Land eine Insel sei.

Ob man niemals eingeborene Bewohner gesehen habe? wollte Gwennie wissen.

Nein, keine Spur davon. Das Land schien ausgestorben zu sein, ein unbewohntes Eiland mitten in einer Wasserwüste.

MacArrews Leute hatten sicherlich hier auf die „Springflower" gewartet und für deren Empfang alles hergerichtet. Riesige Kohlenvorräte und Lebensmittellager waren aufgestapelt, und es sah aus, als wolle man den ganzen Winter über hier bleiben.

In dieser Breite müsse man ja zwar eigentlich Sommer sagen, aber es würde wohl nur einen recht erbärmlichen Sommer hier geben. Wenn nur erst die Stunde der Befreiung käme — —

Ivy war noch im besten Plaudern, als plötzlich der Herzog erschien. Er kündigte den Besuch MacArrews an.

Gwennie fühlte sich erbleichen. Ihr Herz pochte hart gegen die Rippen, aber der Herzog gab keine weiteren Erklärungen, sondern befahl Ivy und der Zofe, Gwennie allein zu lassen. Die beiden verschwanden sofort, so heftig sich Gwennie auch dagegen sträubte. Wenn MacArrews Name genannt wurde, erstarb jeder Widerspruch. Der Herzog wartete stumm und steif neben der Tür stehend, bis sein Herr und Meister erschien, dann zog auch er sich zurück.

MacArrew brachte gewiß neues Unheil, seine Miene war finster und verschlossen, aber dennoch verriet etwas in seinen Augen oder in seinen Gebärden, daß er gegen eine gewisse Unsicherheit in Gwennies Gegenwart ankämpfte. Das entging ihr nicht, und sie ließ sich auch nicht irre machen durch den groben Befehlston, den er gegen sie anschlug.

Er nahm sich nicht die Zeit, Gwennie zu grüßen, noch sonst eine Frage an sie zu richten; er ging ohne Umschweife auf sein Ziel los:

„Wir haben uns mit Ihrem Vater in Verbindung gesetzt, Miß Dolan. Er und alle übrigen haben sich damit einverstanden erklärt, ein Lösegeld für Ihre Befreiung zu zahlen."

„Mein Vater wird nichts zahlen!"

„Sie machen sich lächerlich! Er zahlt, was wir verlangen! Ich habe seine schriftliche Zusage in Händen. Heute nacht kamen die Funksprüche. Hier sind sie. Er zahlt."

„Wieviel?"

„Das geht Sie nichts an, sondern nur Ihren Vater."

„Nun gut, wenn es mich nichts angeht: was wollen Sie noch von mir? Ich habe Sie nicht rufen lassen."

MacArrew zögerte eine Weile, er verlor Gwennie nicht aus den Augen, dann ließ er sich auf einen der Stühle nieder, während sie vor ihm stehen blieb, und sagte: „Ihr Vater verlangt im Namen aller einen Beweis dafür, daß Sie noch am Leben sind. Das gleiche gilt auch von den anderen Damen. Er will ferner, daß Sie ihm in einem Telegramm irgendeine persönliche Erinnerung oder ein Erlebnis mitteilen, von dem nur er und Sie wissen. Das soll ihm Gewähr dafür sein, daß Sie tatsächlich die Absenderin des Telegramms sind. Wir haben die Forderung bewilligt, und ich bitte Sie, ein entsprechendes Telegramm aufzusetzen. Es wird heute Nacht befördert werden."

„Niemals!"

MacArrew, an ihren ewigen Widerspruch gewöhnt, nahm ihre Ablehnung offenbar nicht ernst, wenigstens versuchten seine Mienen auszudrücken, daß er an die Ernsthaftigkeit ihrer Weigerung nicht glaube.

„Alle übrigen Damen," sagte er, „haben sich einverstanden erklärt, und wenn Sie nicht andern Sinnes werden sollten, so würden Sie die Verantwortung dafür tragen, daß das Schicksal aller sich verschlimmert, und Sie würden dieses Schicksal teilen!"

„Aber Sie werden nicht einen einzigen Cent erhalten!"

„Ich wiederhole, daß Sie sich lächerlich machen. Wir haben ja schon die Zusage. Wir haben außerdem Mittel genug in der Hand, um unseren Willen durchzusetzen. Daran sollten gerade Sie am allerletzten zweifeln."

Gwennie überlegte. Natürlich sah sie ein, daß es klüger war, nachzugeben, weil sie mit ihrem Widerstand nicht das geringste erreichen konnte. Wie hoch das Lösegeld auch sein mochte, weder MacArrew noch seine Leute würden sich lange dieses Besitzes erfreuen können. Man würde sie verhaften und ihnen ihre Beute wieder abjagen, sobald sie sich irgendwo auf dem Festlande blicken ließen.

Und in der Tat war dies eine der schwierigsten Fragen für MacArrew gewesen. Er hätte natürlich eine oder etliche Geiseln zurückhalten können, aber das wäre gefährlich und lästig gewesen. Er glaubte einen andern Weg gefunden zu haben. Pettigrew hatte Anweisung bekommen, nach Erhalt des Geldes eine weitere Forderung zu stellen: er sollte sich Einblick erzwingen in Familienpapiere, in Geschäfts- oder Fabrikationsgeheimnisse, und diese Kenntnisse als Druckmittel dafür benutzen, daß man die Räuber mit Nachstellungen verschonte.

Gwennie bat sich schließlich eine Bedenkzeit aus und machte ihr Einverständnis von dem ihrer Freundinnen abhängig. Das wurde ihr gewährt, und von Ivy erfuhr sie in der Tat, daß keine einzige gezögert habe, MacArrews Verlangen zu erfüllen. Alle waren schon dabei, die Telegramme zu entwerfen. Gwennies Weigerung sei töricht und noch mehr als das: es sei gefährlich und verantwortungslos. Worauf sie denn hoffe? Auf Befreiung vielleicht? Wer sollte die hier mitten im Ozean bringen? Und wenn es

tatsächlich gelingen sollte, den Unterschlupf der „Springflower“ aufzustöbern, wenn vielleicht ein Kriegsschiff einen Angriff unternähme — was würde die Folge sein? Mac Arrew würde, je bedrohlicher seine Lage sich gestaltete, eine Geisel nach der anderen hinschlachten. — Aber zu solcher Befreiung würde es ja gar nicht kommen, denn die Zeit dafür war ja viel zu kurz. Ehe ein Schiff bis hierher gelange, würden Wochen vergangen sein.

Gwennie sah die Berechtigung all dieser Einwände sehr wohl ein, und als Mac Arrew nach der festgesetzten Frist wieder erschien, erklärte sie sich bereit, das Telegramm zu entwerfen.

Ein Triumph schien über sein Gesicht zu huschen.

„Bitte!“ sagte er rasch und reichte ihr seine Füllfeder hin.

Sie sah ihn erstaunt und mißtrauisch an. Seine Eile war verdächtig. Fürchtete er, daß sie noch anderen Sinnes werden könnte?

Er machte eine ungeduldige Handbewegung.

„Wir haben keine Zeit zu verlieren. Sie selber werden nicht wünschen, Ihre Gefangenschaft und die der anderen Damen unnötig zu verlängern. Schreiben Sie!“

Sie ließ sich seinen Füllfederhalter in die Hand drängen und setzte sich zum Schreiben nieder. Jeanette hatte Papier gebracht und ging dann wieder hinaus. Einen Augenblick lang überlegte sie, dann schrieb sie an Stelle einer Erinnerung die Koseform ihres Namens nieder, die sie in frühester Zeit, als ihre Zunge noch ungeschickt gewesen war, sich selber gegeben hatte. Sie überlas das Telegramm und machte dann noch einen Zusatz, daß es ihr gut gehe, und daß sie auf baldige Befreiung rechne. Ihr Vater sollte sich keine Sorgen machen, darum hielt sie die Mitteilung an ihn in einem leichten und fröhlichen Ton.

MacArrews Blicke hingen mit deutlicher Spannung an Gwennies schreibender Hand, und kaum hatte sie den Halter beiseite gelegt, als er ihr das Schriftstück wegnahm und es hastig überflog. Es schien ihm zu genügen, denn er nickte befriedigt und steckte es in seine Tasche.

„Ich habe getan, was Sie verlangten“, sagte Gwennie. „Ich wünsche Sie nicht mehr länger zu sehen. Gehen Sie!“

Aber er blieb unbeweglich auf seinem Platz.

„Gehen Sie!“ wiederholte Gwennie ungeduldig und laut. Eine seltsame Angst packte sie immer stärker vor seiner unbeweglichen Miene, in der die Ankündigung einer Gefahr zu liegen schien.

„Sie dünken sich sehr klug, Miß Dolan — —“

„Was wollen Sie noch von mir? Sie sollen gehen!“

„— — — — aber ich habe Sie übertölpelt!“

Gwennies Lippen zitterten. Sie wollte fragen, aber sie brachte keinen Laut hervor. Was bedeutete sein Lächeln? Warum sah er sie so an?

„Sie — — haben mich — — übertölpelt?“

„Ja.“

„Womit?“

„Mit dem Telegramm, das Sie an Ihren Vater richteten.“

„Was soll das heißen?“

„Das soll heißen, Miß Gwennie, daß ich Sie an jenen letzten Tag erinnern will! Sie entsinnen sich, nicht wahr? Triumphierten Sie damals nicht? Lachten Sie nicht über mich?“

„Was wollen Sie von mir?“

„Dasselbe, was ich damals wollte: Sie selbst!“

Gwennie erblaßte, sie taumelte einen Schritt auf Mac Arrew zu.

„Sie werden die einzige sein, die niemals frei kommt! Niemals und niemals!“

Ihr Gesicht war tot und grau, ihre Augen erloschen. Sie sah ihn mit einem Blick voll grenzenloser Verzweiflung an und schwankte. Er fing sie auf und hielt sie umfaßt, aber er tat es behutsam, um ihr nicht wehe zu tun, er küßte sie nicht. Er sah auf ihre geschlossenen Augen nieder und strich ihr die Haare aus der Stirn, ganz zärtlich und schonungsvoll. Gwennie regte sich nicht, ihre Lippen hoben sich wie zu einem schmerzlichen und kindisch zaghaften Lächeln. Um ihre Sinne war Finsternis gebreitet.

*

An diesem Abend startete Frank Hulls Flugzeuggeschwader in Punta Arenas und ging in südwestlicher Richtung über See. Der Aufenthalt hatte nur wenige Stunden gedauert. Neuer Brennstoff war aufgenommen und die Tragetiere an Bord geschafft worden. Oberst Osgood hatte die Zeit dazu benutzt, um sich von dem Ergebnis der letzten Peilungen zu unterrichten. Die ersten Messungen hatten sich bestätigt, und es gab nun keinen Zweifel mehr: die „Springflower“ war auf Table-Island zu finden.

Gleich nach dem Abflug suchte der Oberst wieder seine Kabine auf, um sich niederzulegen. Es war erstaunlich, was er im Schlafen und Wachen leisten konnte; jetzt während des Fluges erhob er sich eigentlich nur noch zu den Mahlzeiten, trank danach eine Tasse Kaffee — schwarz und stark gesüßt —, spielte mit Steenwyck, der sich natürlich „als einziger Pressevertreter der Erde“ auch an Bord befand, zwei Partien Domino, die er übrigens regelmäßig gewann, und legte sich dann wieder zum Schlummer nieder.

Seine Arbeit bestand nur darin, an Dolan Telegramme zu senden mit der Nachricht, daß alles an Bord gut stehe und die Stimmung siegeszuversichtlich sei.

Auch jetzt, wenige Stunden vor der Entscheidung, lag er mit friedlichem Gesicht in den Kissen, als Frank, der mit ihm die Kabine teilte, an sein Lager trat.

Frank hatte die Führung dem jungen deutschen Ingenieur anvertraut, der ihm in Cincinnati zu einem Freunde geworden war. Er glaubte, jetzt der Ruhe bedürftig zu sein, denn die Gedanken über das Gelingen oder Mißlingen hatten ihm den Schlaf geraubt. Er legte vorsichtig und leise seine Überkleidung ab; aber so behutsam er es auch tat, der Oberst erwachte, richtete sich auf seinem Lager auf und sagte lächelnd und vielversprechend: „Morgen um diese Zeit!“

Es schien Frank vermessen, mit solcher Zuversicht das Schicksal herauszufordern, und seine Antwort auf den verfrühten Siegesglauben des alten Kämpen fiel etwas gedämpft aus.

Osgood aber sah vorwurfsvoll drein und betonte zum hundertsten Male: „Wir werden sie fassen! Wir werden sie schlagen! Wir werden die Damen befreien! Zweifel bedeuten die halbe Niederlage! Also zweifeln Sie nicht! — Jetzt aber — ruhen Sie, mein junger Freund! Sparen Sie mit Ihren Kräften; wir werden sie nötig haben!“

Frank nickte. Es entstand eine Pause. Der Oberst wollte sich auf die andere Seite wenden, als er noch fragte: „Wie ist die Sicht.“

„Sternklar!“

„Ausgezeichnet! Wir werden eine glatte Landung haben!“

Abermals eine Pause. Der Oberst gähnte hinter seiner Hand.

„Ich habe Anweisung gegeben“, sagte Frank, „daß man uns gegen vier Uhr morgens weckt. Ich denke, daß wir dann nach Norden abbiegen können. Wir halten jetzt genau auf den 59. Grad. Um vier Uhr etwa werden wir auf 88 Grad und 20 Minuten sein; dann wenden wir uns in breiter Front nach Norden. Die Maschine, die zuerst Table-Island sichtet, wird Lichtsignale geben. Funksprüche könnten verräterisch sein.“

„Sehr gut!“ murmelte der Oberst schon wieder halb im Schlaf.

Während Frank sich auf seinem Lager ausstreckte, sagte er zu seinem Gefährten hinüber: „Hoffentlich überstehen die Tragetiere die Fahrt gut und hoffentlich glückt die Landung. Darum mache ich mir die meiste Sorge. Es wäre bedenklich, wenn wir auf das Meer niedergehen müßten —“

Vom anderen Lager kam keine Antwort. Der Oberst schwieg. Frank lag mit geschlossenen Augen, die Hände hinter dem Kopf verschränkt und ließ sich von seinen Gedanken forttragen, dem Ziel entgegen. Er dachte an Gwennie und sah sie vor sich wie in jener Abschiedsstunde in Saucelito, da sie mit schlaffhängenden Armen vor ihm gestanden und ihn so heiß geküßt hatte. Er hörte ihre Stimme, die zu ihm sagte: „Du mußt daran denken, daß die schönste Zeit für uns erst kommen wird, wenn ich wieder hier bin — — —“

Nun war sie nicht zurückgekommen; die Scherze, die sie in der letzten Stunde über die Abenteuer gemacht hatte, denen sie entgegenfuhr, hatten sich schlimm bewahrheitet. Jetzt kam er, sie zu holen, sie zu befreien und sie mit sich zu nehmen für alle Zeit. — Die Bilder der Versammlung mit Pettigrew zogen an Franks Augen vorüber, er fühlte Dolans letzten Händedruck, sah zwei flehende Augen auf sich gerichtet und hörte die letzten Worte: „Retten Sie mir — das Kind — — —“

„Ich rette es Ihnen, Herr Dolan!“ versprach Frank.

Die Motoren rauschten und brummten. Ein leises Schwanken zitterte durch die Maschine. Sie ging vielleicht etwas tiefer nieder.

Abgerissene Gedanken zuckten verschwimmend durch Franks Kopf, und allmählich fiel er todmüde in den Schlaf. — — —

Als er geweckt wurde, wußte er nicht sogleich, wo er sich befand. Steenwyck und Heller, der deutsche Ingenieur, standen mit erregten Gesichtern vor seinem Lager, und der Reporter, in hellem Eifer, rüttelte ihn an den Schultern.

„Wachen Sie auf! Hull! Mensch! So wachen Sie auf! Table-Island kommt in Sicht! In Sicht!“

Der Ingenieur fügte ruhiger und sachlicher hinzu: „Brighton hat sie als erster gesichtet. Wir haben das Licht-

zeichen weitergegeben. Wir fliegen jetzt an der Spitze. Die anderen haben sich hinter uns geordnet."

Brighton war der Führer desjenigen Flugzeuges, das am weitesten westlich flog. Nun hatte sich die breite Front des Geschwaders, wie es verabredet worden war, sofort aufgelöst, und die einzelnen Flugzeuge flogen in weitem Abstand mit etwas verminderter Geschwindigkeit nach Norden.

Der Oberst und Frank waren im Nu aufgesprungen und fuhren in ihre Kleider.

Die Meldung bestätigte sich. Durch die Ferngläser erkannten sie, am Auslug stehend, in der Ferne einen dunklen Fleck, der allmählich zu einer Felsmasse wurde, die sich schwarz abhob aus dem schimmernden Meer, über dem der neue Tag aufging.

Der Oberst ließ sein Glas sinken, hob dann die verstümmelte Hand und nickte seinem Gefährten zuversichtlich und aufmunternd zu. Er hatte ein ernstes und feierliches Gesicht, sprach aber kein Wort. Frank versuchte vergeblich, seine Erregung niederzukämpfen. Er sah wieder hinaus: Table-Island kam näher und hob sich immer mächtiger, deutlicher und dunkler aus dem Meer empor. Es war leicht von Nebeln umhüllt.

Die Uhr zeigte die fünfte Stunde.

Frank Hull ließ den nachfolgenden Flugzeugen Lichtsignale zukommen, daß sie wenden und vorläufig über dem Meere kreisen sollten, bis die Landung der ersten Maschine gelungen war.

Heller übernahm wieder die Führung. Zwei von den vier Motoren des Flugzeuges schwiegen nun. Die Felsen von Table-Island tauchten nahe zum Greifen auf. Man konnte deutlich die Brandung erkennen, und Frank gab Befehl, tiefer zu gehen. Die Maschine gehorchte, kreiste in zwei- oder dreihundert Meter Höhe über der felsigen Hochfläche und suchte sich einen Landungsplatz.

Osgoods Vorhersage erfüllte sich. Man konnte ohne jede Mühe auf dem fast ebenen Felsboden niedergehen und brauchte nicht zu befürchten, daß die Maschine Schaden leiden würde.

In weitem Umkreis umflog sie den Landungsplatz, um auch für die anderen Apparate das Gelände zu untersuchen.

Dann ging Frank Hull nieder und stand wenige Minuten später neben dem Obersten auf Table-Island, auf demselben Fleckchen Erde, auf dem sich auch Gwennie befinden sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Mit dem Fallschirm.

Skizze von **Kurt Kühns**.

In dem Artistencafé, das zugleich Artistenbörse war, herrschte reges Leben. Blaue Rauchwolken krochen längs der Decke hin; schlanke, sehnige Männer mit scharf geschnittenen Gesichtern, junge Mädchen und Frauen, teils junonische Gestalten, teils von der Geschmeidigkeit junger Kätzchen, bewegten sich um die Tische, an denen die Impresarios und Spielleiter der Brettlbühne saßen.

Vor einem solchen, eifrig in seinem Notizbuche kritzelnden Herrn stand ein hagerer, kräftiger Mann. Das erste leichte Grau mischte sich in sein volles braunes Haar.

„Was sind Sie?" fragte er, von seinem Notizbuche aufsehend.

„Reckturner und Trapezkünstler", antwortete der Mann. „Ich heiße Georg Brandt, bekannt unter meinem Künstlernamen George Rienzi. Ich war früher bei der Turnertruppe — —"

„Schon gut!" unterbrach der Dicke. „Ich kann Sie nicht unterbringen, mein Lieber. Sie sind zu alt."

Mit einem verzweifelten Ausdruck wandte sich Georg ab. Zu alt! Das hörte er immer wieder, alle Tage, so oft er auf Stellensuche ging. Und sein Weib daheim lag krank, seine Kinder hungerten. Das Geld war zu Ende. Wenn der Wirt kündigen würde, lag er mit der kranken Frau und den kleinen Kindern auf der Straße.

Georg hatte sich in eine Ecke gesetzt, den Kopf in beide Hände gestützt. Was nun? Ins Wasser springen? Damit befreite er sich vielleicht aus der Not des Lebens, aber nicht seine Familie. Unehrlich werden? Neulich war ein Mann an ihn herangetreten, eine Ludenmütze schief auf dem Kopfe; er hatte ihm zugeraunt, sie brauchten einen Kletterer, einen Kerl, der vor nichts zurückschreckte. Wäre Geld zu verdienen. Georg hatte ihm den Rücken zugedreht. Er wollte ehrlich bleiben. Wenn der Mann wiederkäme — —

„Achtung! Herhören!" scholl eine Stimme über das Lärmen, Lachen, Reden ringsum. „Sonderangebot! Für ein Schaufliegen wird ein Fallschirmkünstler gesucht. Absprung aus tausend Meter Höhe."

Einen Augenblick tiefe Stille, auch unter diesen Männern, die mit ihrem Leben zu spielen gewöhnt waren. Georg horchte auf. Ein eigentümlich kaltes Gefühl rann ihm über den Rücken. 1000 Meter! Die höchste Zirkusdecke, unter der er gearbeitet, war einige 30 Meter hoch gewesen. Der Gedanke war furchtbar, aber er packte ihn mit dämonischer Gewalt. Es war das letzte Mittel, das allerletzte.

Im nächsten Augenblick stand er vor dem Ausrufer und legte seine Papiere vor. „Gemacht!" sagte der Impresario. „Nächsten Sonntag um drei Uhr. Honorar 500 Mark."

Georg atmete tief. „Und wenn ich abstürze?" fragte er leise.

„Ausgeschlossen!" lachte der Herr. „Unsere Fallschirme sind so sicher wie Ihr Bettzipfel. Aber wenn — vierfache Entschädigung. Anzahlung kann nicht geleistet werden. Wir sind zu oft reingefallen."

Georg unterzeichnete den Vertrag. Dann eilte er heim. In einer Dachkammer erwartete ihn seine Frau; bleich, verhärmt, lag sie in dem elenden Bettstroh.

„Mutter, ich hab' was!" rief Georg. Sein leichtes Künstlerblut war bei dem Gedanken, ihr, ihren Kindern zu helfen, in freudiger Erregung.

„Gott sei Dank!" murmelte aus tiefstem Herzen das arme Weib, dem man es nicht ansah, daß es einst als Schleiertänzerin Erfolge errungen. „Was ist's denn?"

Um Himmels willen! er durfte ihr nichts verraten, dachte Georg. „Es ist eine ganz harmlose Sache", erwiderte er. „Seiltanzen."

„Kannst du's auch noch?" fragte Aline besorgt. „Du hast keine Übung mehr, Georg!"

„Ich übe noch fleißig", wehrte er ab. „Jetzt werde ich aber erst für eine Stärkung sorgen." Schon war er wieder fort. Auf seinen Vertrag hin lieh er sich bei seinem Herbergsvater zwanzig Mark. Mit einer Flasche Wein, Zwieback, Kaffee, Kakao und andern guten Dingen beladen kam er glückstrahlend zurück. Die Wangen seiner Frau röteten sich, die Kinder jubelten. Georg war glücklich. Fort mit allen trüben Gedanken! In vollen Zügen genossen und dann in den Tod — das war Artistenlos.

So kam der Sonntag heran. Schon am Morgen mußte Georg auf dem Flugplatz sein, um an den Probeflügen teilzunehmen. Er drückte seiner Frau die Hand und sah ihr in das feine Gesicht, in das die Farbe der Genesung anfing zurückzukehren. Wenn er sie nun nicht wiedersah? Die heißen Tränen schossen ihm plötzlich in die Augen.

Aline richtete sich auf. „Was hast du?" fragte sie, plötzlich voller Angst! Du hast zuviel gekauft. Georg, wo hast du das Geld her? Du verbirgst mir etwas! Du hast etwas Schreckliches, Halsbrecherisches vor."

Er schüttelte heftig den Kopf. „Aber nein doch, Aline!" rief er. „Es ist ein bißchen hoch. Das ist alles. Behüt dich Gott!" Ein letzter Kuß, und er stürmte davon. — —

Die Tribünen draußen auf dem Flugplatz begannen sich zu füllen. Die Motoren surrten, die ersten Flieger stiegen auf. Georg, dem der Vormittag mit den Probeflügen, einigen Absprüngen aus mäßiger Höhe und Belehrungen wie im Fluge vergangen war, stand mit wirrem Kopfe in der eigentümlichen Erregung vor dem Auftreten. Endlich kam seine Nummer.

Das Flugzeug stand bereit. Georg nahm hinter dem Piloten Platz, den Fallschirm auf den Rücken geschnallt. Der Motor sprang an, ein Ruck, und holpernd, springend schoß das Flugzeug über den unebenen Boden und flog ab.

Georg saß mit heftig klopfenden Pulsen. Unheimlich schnell stieg das Flugzeug. In langen Schleifen schraubte es sich höher und höher. Kleiner und kleiner wurden unten die Tribünen, die Menschen; man unterschied diese jetzt überhaupt nicht mehr, man sah nur einen großen, bunten Farbenfleck.

Hinunter sehen durfte Georg nicht, er heftete seinen Blick auf das Gestänge, den schmalen Bord des Flugzeuges als einzigen festen Gegenstand. Sein Atem ging stoßweise. Über ihnen segelten einige weiße Lämmerwölkchen durch den unendlichen Himmel.

900 Meter zeigte das Barometer. „Machen Sie sich fertig!" überschrie der Pilot den surrenden Motor.

Mit einem Ruck, gewöhnt, mit seinem Willen alles zu erzwingen, stand Georg auf. Alle Furcht war von ihm gewichen. Komme, was kommen mag! Er tat das Äußerste für die Seinen, — mehr konnte keiner. Ein Blick in das leuchtende Blau. Leb wohl, du schöne Welt. Lebt wohl, Aline, ihr lieben Kinder!

„Jetzt!" schrie der Pilot. „Glückab!"

„Da! da!" schrie es unten in der Menge in rasender Aufregung. Ein schwarzer Strich fiel wie ein Pfeil von dem Flugzeug ab, senkrecht in die Tiefe.

Georg fiel, fiel wie ein Stein. Ein Druck in der Brust, im Gehirn, ein alles in ihm zusammenziehendes Gefühl sausenden Fallens. Die Luft blieb ihm fort, die Sinne be-

gannen zu schwinden. Da — ein Ruck! Das sausende Fallen verwandelte sich in ein sanftes Gleiten, — der Fallschirm hatte sich entfaltet.

Die Besinnung kehrte wieder. Ganz plötzlich trat ein Gefühl unendlicher Sicherheit ein. Georg schwenkte die Flagge, die er krampfhaft in der Linken gehalten, er feuerte die Leuchtpistole ab, die er schußfertig im Gürtel gehabt hatte. Ein sanfter Wind trug ihn dahin, den Feldern und grünen Wiesen da unten entgegen. Deutlicher, immer deutlicher wurden die Tribünen, die Menschen. Auf dem äußersten Ende des Flugplatzes landete er sanft und glücklich.

Das Auto der Flugleitung kam herangeschossen. Georg arbeitete sich aus den Falten des Fallschirms heraus, stieg ein, und im Triumph führte ihn der Kraftwagen an der jubelnden, Tücher schwenkenden Menge vorüber . . .

Georg verneigte sich nach allen Seiten, in der Brust ein Gefühl großen Glückes, unendlichen Stolzes, tiefer Dankbarkeit. Er hatte die Seinen gerettet, und — er war ehrlich geblieben.

Ein kleines Lied.

Ein kleines Lied! Wie geht's nur an,
Daß man so lieb es haben kann,
Was liegt darin? Erzähle!

Es liegt darin ein wenig Klang,
Ein wenig Wohllaut und Gesang
Und eine ganze Seele.

Marie von Ebner-Eschenbach.

Milliardär in der Fremdenlegion.

Wenn es den Leuten zu gut geht. — Mord aus Lebensüberdruß. — Ehebruch aus Langeweile.

Ungefähr vor einem Jahre regte sich die ganze Welt über die sinnlose Tat eines Newyorker Studenten auf. Dieser hatte, als Sohn reicher Eltern, bereits mit 21 Jahren das Leben so genossen, daß es ihn anwiderte, daß keine Genüsse ihn mehr reizen konnten, und daß er irgend etwas ganz Furchtbares zu tun beschloß, um seine Nerven zu kitzeln. Er verfiel auf einen Mord. Nahm sich eine Mietdroschke, ließ sich am Strande von Long Island entlangfahren, erschoß den Chauffeur und wurde von der Polizei durch ganz Amerika gehetzt, bis man ihn fing. Erklärte dann, diese drei Wochen ständiger Aufregung seien die schönsten seines Lebens gewesen. Jetzt sitzt er für den Rest seines Lebens im Zuchthaus und kann sich keine neuen Sensationen mehr ausdenken.

Zwei Verbrecher, beide Newyorker Millionärssöhne, die vor vier Jahren ihren Kameraden ermordeten, um herauszubekommen, wie es Mördern nach der Tat zumute ist, sitzen ebenfalls lebenslänglich. Auch sie konnten mit 18 und 19 Jahren dem Leben keine Schönheiten mehr abgewinnen und suchten die Sensation um jeden Preis. Und jetzt kommt wieder eine ähnliche Meldung. Der 21 Jahre alte Sohn eines in Denver im Staate Colorado lebenden Millionärs ist spurlos verschwunden. Drei Tage lang merkten die Eltern das Fernbleiben ihres Sohnes gar nicht (!), da sie ihn nicht genügend beaufsichtigen und kontrollieren. Sie glaubten, er mache eine Landpartie! Erst als er nach Ablauf einer Woche nicht zurückgekehrt war, wurde die Polizei mobil gemacht.

Die einzige Spur, die man fand, führte nach Sankt Louis, aber von da ab ging sie verloren. Endlich fand man ihn in Boston, wo er sich bereits einen falschen Paß besorgt hatte, um die Überfahrt nach Europa unbehelligt antreten zu können. Er wollte nach Frankreich und von dort nach Afrika, denn seine Sehnsucht, die einzige, die er noch hatte, war die Fremdenlegion! Das ständige Leben im Überfluß behagte ihm nicht mehr.

„Wenn ich", sagte er, „durch die Straßen der Stadt gehe und die eleganten Läden sehe, reizt mich gar nichts mehr. Ein Scheck von meinem Papa genügt, und jedes Haus gehört mir."

Endlich wollte er einmal etwas erleben, was ihn noch irgendwie reizen könnte, und so hatte er sich die Fremdenlegion ausgesucht. Ob man ihn geheilt hat dadurch, daß man ihn seinen Eltern zurückbrachte, ist fraglich. Vielleicht wäre es für ihn besser gewesen, wenn er sich in Afrika einmal gehörig ausgetobt hätte.

Es gibt auch Frauen, denen es zu gut geht. Aus Budapest wird ein solcher Fall gemeldet. Ein Ehepaar Araylan lebte seit Jahren glücklich miteinander. Der Mann verdiente gut, die Frau, eine nette Person mit nicht übergroßen Ansprüchen, konnte sich alles leisten, was sie begehrte. Aber als sie beide einmal festgestellt hatten, daß sie im Grunde restlos glücklich seien, stand das Unglück auch schon hinter der Tür.

Der Mann, in sicherer Gewißheit des Besitzes seiner Frau, machte ihr im Scherz Vorwürfe, daß sie ihn betrüge, obwohl er wußte, daß dies nicht der Fall sei. Sie ging anfangs lachend darauf ein, aber später sagte sie sich: Das Leben ist doch so langweilig ohne irgendeine kleine Sensation. Warum betrüge ich ihn nicht wirklich? Und so kam es denn auch. Da sie hübsch war, fand sich bald ein Liebhaber, und da der Mann öfters verreisen mußte, auch Gelegenheit, das Leben interessanter und aufregender zu gestalten.

Schließlich bekam der Mann einen anonymen Brief, aus dem hervorging, daß seine Frau stets ein bestimmtes kleines Kino in der Vorstadt mit ihrem Geliebten aufzusuchen pflege und daß sie am Freitag abend wieder dort sein werde. „Am Freitag abend?", dachte der Mann, „da wollte ich doch meine Billardpartie machen!" Und er ging fort, wie er sagte, um Billard zu spielen. Wartete in der Nähe des Kinos, sah seine Frau hineingehen, kaufte sich eine Karte und setzte sich hinter sie und ihren Liebhaber. Doch die beiden benahmen sich auffallend zurückhaltend, kaum ein Wort wurde gewechselt, so daß der Mann sich die Bilder auf der Leinwand ansah.

Und da erblickte er ein seltsames Schauspiel: seine eigene Ehe mit kleinen Abweichungen. Aber im großen und ganzen doch dasselbe. Eine Frau, die ihren Mann betrog, ein Mann, der einen anonymen Brief bekam, den die Frau selbst geschrieben hatte, um ihren Liebhaber wieder loszuwerden. Überraschung und große Szene im Kino! Als dieses Bild über die Leinwand rollte, packte der Mann einen Hammer, den er in der Tasche trug, schlug den Nebenbuhler nieder und verfolgte seine schreiend auf die Straße stürzende Frau. Jetzt liegt der Liebhaber im Lazarett, der Mann sitzt im Gefängnis, und die Frau kann darüber nachdenken, wie schön es war, als es ihr noch gut ging. Für Sensationen hat sie nicht mehr viel übrig. U. E.

Bunte Chronik

* **Eine noble Theaterdirektion.** Als kürzlich ein Londoner Theater seine große Herbstrevue „Oh Kay" zum erstenmal aufführen wollte, hatte sich schon in der vorhergehenden Nacht vor dem Eingang dieses Kunsttempels eine lange Schlange Einlaßbegehrender gebildet, die unnumerierte Plätze zu erhalten wünschten. Es mochten etwa an die 400 Personen übernächtig vor dem Gebäude gestanden haben, als sich am Morgen plötzlich die Portale öffneten und die Wartenden höflich von der Theaterleitung ersucht wurden, sich ins Vestibül zu begeben, wo den Polonaisestehenden kostenlos ein Imbiß gereicht werden sollte. Wer aber beschreibt das Erstaunen der Theaterleitung, als die Menge, statt der liebenswürdigen Einladung zu folgen sich bald vor dem Eingang zu zerstreuen begann. Schon zu Adams Zeiten war die Schlange ein mißtrauisches Geschöpf, und in dieser Londoner Menschen-Schlange hatte sich unbegreiflicherweise das Gerücht verbreitet, die Einladung der Theaterleitung sei nur eine Finte und die Wartenden sollten drinnen zur Reklame des Theaters heimlich gefilmt werden. Besonders die Frauen und Mädchen unter ihnen ergriffen größtenteils das Hasenpanier, während die meisten Männer — oh, diese Materialisten! — es vorzogen, sich das angebotene Frühstück servieren zu lassen. Da sie im Theater nicht zu Reklamezwecken ausgebeutet, sondern nur gut beköstigt wurden, kann man sich den späteren Ärger der ängstlich Zurückgebliebenen einigermaßen vorstellen. Und doch war dieser ganze Vorfall eine wirksame Reklame für das Theater.

Lustige Rundschau

* **Er weiß Rat.** Richter: „Ich sehe, daß Sie sich nicht nur mit dem Raub von 1000 Mark begnügt, sondern noch Uhren, Ringe und Brillanten mitgenommen haben." — Einbrecher: „Sie wissen doch, Herr Richter, Geld allein macht auch nicht glücklich."

*

* **Kunstfreundin.** „Warst du wirklich nie in unserem Museum?" — „Nein. Es hat nie geregnet, wenn ich in der Nähe war."

Verantwortlicher Redakteur: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.